

GLOSSEN

ORDNUNG IN FREIHEIT. – VOM 3./4. Oktober 1975 hielt der Bund katholischer Unternehmer in Bad Neuenahr seine Jahrestagung, die unter dem Thema: »Ordnung in Freiheit« stand.

Der Bund katholischer Unternehmer (BKU) wurde 1949 von Unternehmern und leitenden Männern in der Wirtschaft aus der Überzeugung gegründet, daß unternehmerische Tätigkeit und soziale Verantwortung untrennbar miteinander verbunden sind und daß zuerst im eigenen Betrieb zu geschehen habe, was der ganzen Gesellschaft dienlich sei.

Neben zwei grundsätzlichen Referaten, einem ersten von Wilhelm Weber (Münster), dem geistlichen Beirat des BKU, über »Gesellschaftliche Freiheit, christlich verstanden«, und Lothar Roos (Mainz), »Katholische Soziallehre und praktische Politik«, kamen zwei Politiker zu Wort: der Vizepräsident des Deutschen Bundestages Hermann Schmitt-Vockenhausen (SPD) über »Sozialdemokratische Gesellschafts- und Wirtschaftspolitik zwischen den Polen« und Kurt Biedenkopf mit dem Thema »Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität. Das ordnungspolitische Konzept der CDU-Politik«.

Bei den vielen Verpflichtungen der Politiker ist es zwar verständlich, trotzdem aber bedauerlich, daß keiner der beiden Politiker an den Vorträgen der beiden Professoren teilnehmen konnte, zumal gerade der Vortrag von Lothar Roos ganz konkrete Hinweise für das politische Handeln enthielt (vgl. dieses Heft, S. 130).

Wilhelm Weber stellte zunächst die These auf, daß Freiheit immer nur als konkrete Freiheit verstanden werden kann, was bedeute, daß sie nur in konkreten, individuellen und privaten Freiheitsräumen realisiert werden könne, von denen der wichtigste das private Eigentum sei. Wer an dessen fundamentale Rolle bei der Emanzipation des Menschen rühre, renne auch gegen alle übrigen Freiheitsräume des einzelnen an und wolle sie zu Fall bringen. Sie sei, wie schon John Locke sah, der Inbegriff aller Arten von Freiheit, einschließlich der Religionsfreiheit und der kirchlichen Freiheit.

In seiner zweiten These wies Weber darauf hin, daß Gleichmacherei (Egalitarismus) die persönliche Freiheit zerstöre. Damit war natürlich nicht die Gleichheit aller vor dem Gesetz gemeint. Diese enthalte inbegriffen notwendig die Inkaufnahme gesellschaftlicher Ungleichheit. Die wahre Gleichheit meine die gleiche Würde aller Menschen, nicht die Idee der maximalen Egalität des wirtschaftlichen Status aller Gesellschaftsglieder.

Diese Ausführungen sind sicher richtig, und die Durchführung einer solchen Gleichheitsidee müßte notwendig zu einer Verstaatlichung aller Bereiche des menschlichen Lebens und damit des Menschen selbst führen. Aber es läßt sich doch in dieser konkreten Welt nicht übersehen, daß die wirtschaftliche Ungleichheit nicht selten auch eine politische und soziale Ungleichheit im Gefolge hat. Daß dies nicht nur für die frühkapitalistische Ordnung, sondern ebenso für die staatskapitalistische des Kommunismus gilt, bedarf keines Beweises. Dazu liegen zu viele bittere Erfahrungen vor.

Deshalb war Webers dritte These, daß man die zweite These nicht einfach umkehren

dürfe: die soziale Ungleichheit sei ein Indiz für die soziale Freiheit. Eine allzu große Ungleichheit bedrohe die Freiheit ebenso wie die Gleichmacherei, wie die Verhältnisse in den Entwicklungsländern nur zu deutlich zeigten.

Im Grunde, und dies war die vierte These Webers, müsse alle gesellschaftliche Freiheit von innen her begrenzt sein. Die äußere Grenze durch das staatliche Gesetz bleibe sonst eine leere Hülse. Trotzdem könne man auf das staatliche Gesetz nicht verzichten, weil sich die meisten eher von ihren privaten Interessen leiten lassen als von ethischen Erwägungen.

Der Vizepräsident des Deutschen Bundestages wies auf die fundamentale Übereinstimmung zwischen dem freiheitlich-demokratischen Sozialismus und der katholischen Soziallehre hin. Für beide sei der Mensch in seiner personalen Würde der Grund, die Mitte und das Ziel der Gesellschaft. Daß der Mensch sich in Freiheit entfalten und als dienendes Glied der Gemeinschaft für diese verantwortlich sei, wie es das Godesberger Programm aussage, decke sich mit den Grundaussagen der katholischen Soziallehre, die die Individual- und Sozialnatur des Menschen zusammenfasse und in den beiden Prinzipien der Solidarität und Subsidiarität entfalte. Freiheit bedeute für den freiheitlichen Sozialismus nicht eine bindingslose »Freiheit wovon«, sondern eine sittlich gebundene »Freiheit wozu«. Die Gesellschaft könne deswegen nicht als eine zur Gütervermehrung organisierte Nutzveranstaltung, sondern als ein sittlicher Wert, als eine Sinn- und Ordnungseinheit gegenseitiger Zuordnung und Bindung verstanden werden, die es dem Menschen als Gemeinschaftswesen ermögliche, sein Menschtum zu entfalten und seine Existenz zu verwirklichen.

Das sind zweifellos Gedanken, die im Godesberger Programm zu finden sind. Dabei fiel es auf, daß Schmitt-Vockenhausen nie allein vom »demokratischen Sozialismus« sprach, sondern ihn immer auch als »freiheitlichen« bezeichnete.

In der Diskussion, die sich gerade an sein Referat sehr heftig anschloß, wurde darauf

hingewiesen, daß die philosophische Grundlage, die das Godesberger Programm für den Sozialismus in Anspruch nehme, wohl ausschließlich die marxistische sei. Schmitt-Vockenhausen wollte das nicht unbedingt zugeben, da im Programm auch auf die christliche Ethik und den Humanismus hingewiesen werde. Damit hatte er zweifellos recht. Die Frage ist im Grund eine andere: nach der katholischen Soziallehre ist die Sozialnatur des Menschen in seiner Transzendenz begründet, die nicht ohne weiteres mit der Transzendenz zu Gott in eins gesetzt werden darf, sondern zunächst als Transzendenz zum Du des anderen hin geöffnet ist, am höchsten in der Liebe zum anderen Menschen. Aber eben in dieser »menschlichen« Transzendenz ist jene andere Transzendenz zum Unendlichen hin eingeschlossen. Nun mag es für die rein innerweltliche Ordnung des Staates und jeder menschlichen Gemeinschaft genügen, sich mit jener »menschlichen« Transzendenz zufriedenzugeben, um die menschliche Gesellschaft vor der Gefahr einer reinen Nutzveranstaltung zu bewahren. Es gibt aber zweifellos Situationen im Leben jeder Gesellschaft und des Staates, wo diese rein innerweltliche Transzendenz nicht mehr ausreicht, um in Grenzsituationen die »Freiheit wozu« in ihrer seinshaften Einordnung zu erkennen, zum Beispiel in der Frage der Euthanasie, der Abtreibung. Freilich wäre für den Bestand der Gesellschaft und des Staates in der Bundesrepublik Deutschland schon viel gewonnen, wenn alle jene, die sich zum Sozialismus bekennen, die von Schmitt-Vockenhausen ins Gedächtnis gerufenen Grundsätze des Godesberger Programms anerkenntnen.

Den letzten Vortrag hielt Kurt Biedenkopf, der absichtlich die ursprüngliche Formulierung seines Themas »Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität«. Das ordnungspolitische Konzept christlicher Politik« umformulierte in »das ordnungspolitische Konzept der CDU-Politik«. Offenbar wollte er damit eine gewisse Distanz zwischen dem »Christlichen« als solchem aufzeigen und einer Partei, die sich »christlich« nennt, zu-

mal es ein katholisches und ein evangelisches Christentum gibt, die beide ihre »Soziallehre« etwas anders begründen.

In der Hauptsache bestand sein Vortrag aus einem Rückblick auf das »Ahlener Programm«, das zwar nie ein offizielles Programm der CDU geworden, wohl aber ein notwendiger Durchgang zur Marktwirtschaft war, die ihren Ausdruck in den »Düsseldorfer Leitsätzen« fand. Diese Marktwirtschaft, die dem Freiburger Neoliberalismus zu danken sei, könne nicht mehr aufgegeben werden. Im Grunde griff Biedenkopf damit das Thema auf, das er zum erstenmal auf der Tagung der Katholischen Akademie in München behandelte¹ und das seither soviel brisanten politischen Sprengstoff bildete.

Man kann sich natürlich fragen, wieso Biedenkopf gerade in diesem Augenblick diese Thematik, in der von der Vergesellschaftung des Kohlebergbaus und der eisenschaffenden Industrie die Rede ist, von Planung und Lenkung der Wirtschaft, allerdings nur für Notzeiten, wenn er sich selbst uneingeschränkt zur sozialen Marktwirtschaft bekannte. Ein rein geschichtlicher Rückblick konnte in diesem Augenblick nichts einbringen. Der Hinweis, was nach dem totalen Zusammenbruch damals als notwendig erkannt wurde, wäre nur dann sinnvoll, wenn solche Programme nicht einfach als geschichtliche Marksteine einer Entwicklung erscheinen, wie es Biedenkopf tat, sondern wenn gezeigt würde, wie in ihnen jene zwei tragenden Prinzipien der Solidarität und Subsidiarität wirksam werden, die die soziale Marktwirtschaft zu ihren innersten Grundlagen machen muß, wenn sie nicht Gefahr laufen will, den Markt zum letzten Regulativ aller Ordnung zu machen.

Gegenüber einem Sozialismus, der so stark wie Schmitt-Vockenhausen nach dem Godesberger Programm auf den Menschen als Maß des gesellschaftlichen Lebens abstellt, kann eine CDU-Politik nicht genug auf die Bindungen des Marktes durch den Menschen und für den Menschen hinweisen, die, falls das durch den Egoismus von Gruppen not-

¹ Vgl. diese Zeitschrift 3/74, S. 270 ff.

wendig werden sollte, nur durch einen staatlichen Eingriff besorgt werden könnten. Daß dies nach Möglichkeit unter allen Umständen vermieden werden sollte, hängt von jener inneren Grenze der Freiheit ab, auf die Weber hinwies; daß sich der einzelne und seine Interessen freiwillig dem Wohl des Ganzen einordnet. Nur so kann jene Ordnung in Freiheit bewahrt werden, um die sich alle demokratischen Kräfte in der Bundesrepublik Deutschland bemühen.

Oskar Simmel SJ

HENRI DE LUBAC ACHTZIGJÄHRIG.

– Wenn ich dem achtzigjährigen Meister als sein ehemaliger Schüler meine Glückwünsche darbringe, so streifen meine Gedanken fünfunddreißig Jahre zurück. Damals wandelte mich jungen, kaum aus den Eierschalen des Noviziats geschlüpften Jesuiten die Kühnheit an, den Hügel von Fourvière über Lyon zu erklimmen, um den schon Weitberühmten zu besuchen. Er war nicht Lehrer am Scholastikat, sondern »drunten« an der Faculté Catholique, kehrte aber trotz seiner Erschöpfung nie mit dem »Seil« (der kleinen Drahtseilbahn) zurück, sondern schleppte sich mühsam die engen, steilen Gäßchen empor. »Droben« übte er jedoch eine Art geheimes Lehramt aus; Professoren und Schüler besuchten sein Zimmer fleißig. Ihm selbst ging es nie darum, »Jünger« zu haben – »Einer ist euer Meister« –, wohl aber eifrige Theologen zu erwecken; ihr Studium sollte ihr Dasein formen, sie zu Zeugen Christi erziehen. Aus diesem leisen, unscheinbaren Lehrgang erwuchs, was man die »Schule von Fourvière« nennen mag. Aber wer wird diesen theologischen Frühling schildern, der kurz vor und während den grausamen Kriegsjahren dort geblüht hat? Im Grunde war es gar keine »Schule«, noch viel weniger eine »neue Theologie«, sondern die alten, dem christlichen Ursprung nahen Quellen der Väter begannen wieder zu sprudeln und ergossen sich in vollen Strömen. Auch die »Sources Chrétiennes« – eine Reihe, die heute ge-

gen 300 Bände zählt – begannen damals zu fließen, die Herausgeber, Jean Daniélou und Claude Mondésert, waren von de Lubac geformt und entflammt worden.

Der Meister war ein Leidender, der vom Ersten Weltkrieg eine schwere, seine Arbeitstage- und wochenlang behindernde Kopfverwundung mit heimgebracht hatte. Oft genug trafen wir ihn im Lehnstuhl oder auf seinem Bett ausgestreckt, kaum fähig zu sprechen. Wir verschlangen seine Bücher: über den Sinn des Katholischen, dessen Stellung zu den östlichen Religionen und zu den Atheisten des Westens, über die Zusammenhänge zwischen Kirche und Eucharistie, über die innere Fülle des Schriftsinns nach der Lehre der Väter. Aus einer einzigen zentralen Vision wuchs sich sein Werk nach allen Seiten aus, wie ein freistehender Baum seine Äste ausbreitet. Er legte großen Wert auf die beim Beginn des Theologiestudiums erforderliche »Bekehrung des Herzens«. Er verlangte mit Nachdruck Objektivität, Unterwerfung unter das *Gegebene*; und, wo dieses das von Gott Geoffenbarte ist, unter das Mysterium. Nur wer gewillt ist, diese Haltung einzunehmen, findet Zugang zu einer höheren und dann unerschöpflichen Form der Einsicht.

De Lubac stand damals unter dem Eindruck von Blondel; er hatte sich auch eingehend mit der idealistischen Philosophie (Fichte bis Hamelin) beschäftigt und mißtraute dem Hochmut der Vernunft. Er wußte, daß wir mit Hegel liebäugelten und urteilten streng über Leute, die nicht ungerne die Positivität der geschichtlichen Offenbarung überspielt hätten. Er gab selber das Beispiel der von ihm geforderten Objektivität, die ja in allen Disziplinen die erste Voraussetzung echter Wahrheitssuche ist. Er hat in seinen Arbeiten diese Haltung bis an die Grenzen der Selbstauslöschung verwirklicht: manche von ihm geschriebenen Seiten sind nur noch ein Zitatengeflecht, gespickt überdies mit Anmerkungen. Er hat auf ein spekulatives Œuvre verzichtet, um wie der »Schriftgelehrte des Himmelreichs aus seinen Schätzen Altes und Neues« in überschwenglicher Fülle auszuteilen. Am Rand seiner